

die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und ihr anschließend einen Bubikopf verpasst.

Bubikopf! Der Name sagte alles!

Dass der Vater ihren Brüdern ordentlich die Leviten gelesen hatte – auch, weil ihr Streich ein großes Loch in sein Portemonnaie fraß – war nur ein kleiner Trost gewesen. Zum ersten Mal hatte sich Catherine mit Fäusten gegen die Brüder gewehrt und der Erfolg für sich gesprochen. Nach wie vor prangte ein markanter blauer Fleck auf Thomas' Wange. Georgie hatte einen seiner strahlend weißen Milchzähne verloren. Natürlich war sie dafür vom Vater getadelt worden, doch das war ihr egal gewesen. Erstens hatte es gutgetan, zweitens wussten ihre Brüder seitdem, dass sie lieber einen Mindestabstand zu ihr einhalten sollten. Die Nachbarskinder würden sich vor Lachen biegen, wenn sie von der Niederlage ihrer Brüder erfuhren.

»Äh, du wirst das nicht rumerzählen, oder?«, erkundigte sich Thomas, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Vor allem Robert nicht.«

Ein Name, der Catherine mit Vorfreude erfüllte. Selbst als ihr Vater und die Brüder das Cottage verlassen hatten, war sie noch in Gedanken bei Robert. Seit Jahren kamen er und seine Eltern jeden Sommer nach Kingstown. Die Familie wohnte ansonsten im County Cork. Ihr Pa und Roberts Vater waren gemeinsam zur Schule gegangen, ehe Jeffrey der Liebe wegen fortzog. Die enge Freundschaft hielt bis heute, obwohl es Roberts Vater zu Geld und Ansehen gebracht hatte. Er besaß sogar ein nagelneues Automobil, frisch aus Amerika importiert. Zumindest hatte Robert davon in seinem letzten Brief geschrieben.

In einer Woche würde er endlich kommen. Catherine konnte es kaum erwarten. Umso mehr schob sie die Erinnerung an die letzten Monate von sich, in denen sie Robert schrecklich vermisst hatte. Obwohl sie sich oft schrieben, konnte nichts seine Gegenwart ersetzen. Wenigstens lenkten sie seine Briefe kurzzeitig ab und verdrängten die Traurigkeit, denn sie fühlte sich mit jedem Tag einsamer. Doch war das ein Wunder?

Am späten Nachmittag half Catherine ihrer Mutter bei der Hausarbeit. Sie bezogen die Betten neu und wuschen Wäsche am nahen Bach. Emma und Johanna halfen mit. Neidisch schaute Catherine auf die langen blonden Haare ihrer Schwestern, die bei jeder Bewegung mit der Sonne spielten, oder umgekehrt.

Jäh stimmte ihre Mutter ein Volkslied an, in das zumindest die Schwestern fröhlich einfielen. *Down By The Salley Gardens* erschallte es alsbald, wobei Catherine verstohlen ihre Mutter musterte. Sie lachte zunehmend seltener, schlich still und gebeugt durch das Haus. Eine strenge Protestantin mit deutschen Wurzeln, die ihnen viele Verbote erteilte. Zart und klein, dafür umso energischer, mit weizenblondem Haar und blauen Augen. Umarmungen oder Nähe schien sie in den letzten Jahren nicht mehr

ertragen zu können. Bloß die vierjährige Emma durfte manchmal auf ihren Schoß. Wenngleich nur kurz.

Was hatte ihre Mutter so verändert? Früher war sie warmherzig gewesen, hatte ihnen Geschichten vorgelesen oder mit ihnen gespielt. Aber das änderte sich von einem Tag auf den anderen. Jegliche Wärme war aus ihren Augen gewichen und oft musterte sie den Vater mit einer unbeschreiblichen Kälte. Als würde sie ihm die Schuld für etwas geben, worunter sie litt. Womit sie grollte, was sie quälte. Mit demselben Blick wurden auch die Geschwister und Catherine bestraft. Ob es an den vier Freundinnen lag, die ihre Mutter regelmäßig besuchten oder zu sich einluden? Reiche Damen, die sich alles leisten konnten. Jedes Mal kehrte ihre Mutter verstimmt heim und schwärmte tagelang von den feudalen Häusern der Frauen. Nein, eigentlich hatte ihre Stimme etwas Vorwurfsvolles, besonders in Gegenwart des Vaters. Es tat weh, wenn er nach jedem ihrer Monologe mit hängenden Schultern den Raum verließ.

»Warum hast du nicht mitgesungen, Cat?«, unterbrach Johanna ihre Gedanken und wrang das nasse Laken aus.

»Du weißt, dass ich eine miserable Stimme habe, Hannie.« Catherine nahm das Laken entgegen und legte es in den geflochtenen Korb neben sich. »Außerdem mag ich das Lied nicht sonderlich.«

»Es entstammt einem Gedicht von William Butler Yeats!«, fuhr die Mutter sie an. »Ein Mann wie er verdient Respekt, junge Dame. Immerhin hat er es weit gebracht und führt ein Leben, von dem wir nur träumen können. Außerdem ist er ein enger Vertrauter meiner Freundinnen.«

»Entschuldige bitte, Mama.« Catherine hob schnell den Korb auf. Im Wissen, dass sie mit ihrer Aussage den Zorn der Mutter herausgefordert hatte. Aber wer konnte ahnen, dass die Frauen Gott und die Welt kannten, womit sie ganz schön tief in der Tinte saß! Niemand durfte die Freundinnen beleidigen – sei es auch nur im Entferntesten – ansonsten fuhr ihre Mutter die Krallen aus. Ein Einsatz, den sie ihrer Familie vorenthielt. »Ich werde die Wäsche aufhängen.« Es war besser, sich in Luft aufzulösen!

»Ach ja? Seit wann bestimmst *du*, wann unser Gespräch zu Ende ist?« Mit funkelnden Augen baute sich die Mutter vor ihr auf. Catherines Lippen zitterten, als sie die Hand ihrer Mutter fixierte. Eine Hand, die ihr oft genug auf schmerzhaft Weise klarmachte, dass sie ständig alles falsch machte. »Du bist eine undankbare kleine Kröte.« Der heftige Schlag traf Catherine trotz ihrer Ahnung unvermittelt. Sie taumelte zurück, der Korb entglitt ihr. Emma schrie auf und drängte sich an Hannie, als hätte sie soeben selbst eine Ohrfeige bekommen. »Wag es ja nicht zu weinen, Catherine!«, hallte die Stimme der Mutter unheilvoll über das Hochplateau. »Du weißt, wie sehr ich Menschen verabscheue, die sich nicht beherrschen können. Tränen widern mich an.« Wutschnaubend schritt sie davon. Catherine starrte ihr mit brennenden Augen hinterher und spürte das schmerzhaft Pulsieren auf ihrer linken Wange.

»Das habe ich nicht gewollt, Cat«, hörte sie Hannies dünne Stimme. »Und Mutter hat es bestimmt nicht so gemeint.«

»Doch, das hat sie.« Catherine sammelte die Laken ein und stopfte sie wütend in den Korb. Dann hob sie ihn auf und presste ihn an sich. So fest, dass er in ihr Fleisch

drückte. Es schmerzte, aber nichts auf der Welt würde mehr wehtun als die Ohrfeige der Mutter. Ihr zorniger Blick. Die Ungerührtheit. Diese Abscheu. »Sie wird es immer wieder tun.« Hannie löste sich von Emma und kam mit mitleidigem Blick auf Catherine zu.

»Bitte, lass es!«, wies Cat ihre Schwester zurück, da sie im Begriff war, sie zu umarmen. Das würde sie in Tränen ausbrechen lassen. Allein Hannies Blick genügte, um beinahe die Beherrschung zu verlieren. Darum eilte Catherine zum Cottage hinunter und hängte die Wäsche auf. Danach zog sie sich in ihr Zimmer zurück, das sie mit ihren Schwestern teilte, und führte ein Zwiesgespräch mit Gott.

Nein, sie dachte nicht im Traum daran, ihn um Hilfe zu bitten, sondern wandte sich mit geballter Wut gegen ihn. Wie konnte er zulassen, dass sich die Mutter auf diese Weise veränderte? Die eigene Mutter! Zwar ging es den Geschwistern nicht besser, doch sie bekam am meisten ab. Vielleicht deswegen, weil sie sich oft schützend vor alle stellte, ungeachtet dessen, was sich ihre Brüder manchmal leisteten. Inzwischen dachte die Mutter wohl, sie wäre ein willkommener Prellbock. Eines Tages würde sie jedoch kräftig genug sein, um sich gegen die Schläge zu wehren.

»Ach, Granny, ich wünschte, du wärst hier«, entfuhr es Catherine mit Tränen in den Augen. Sie kannte ihre Großmutter Tatty zwar nur aus den Erzählungen ihres Vaters, trotzdem war sie ihr näher als die eigene Mutter. Ihr Pa hatte Tatty als warmherzig und liebevoll beschrieben. Deswegen flüchtete sich Catherine in unzähligen Tagträumen oft in deren Arme. Um Trost zu suchen. Das Gefühl, geliebt zu werden. Oder sei es nur, um ihren Tränen freien Lauf zu lassen. Natürlich, ihre Mutter hatte eine schwere Kindheit gehabt, lebte als Waisenkind in einem deutschen Heim und wurde von einem kinderlosen irländischen Paar adoptiert. Nach einem Jahr war ihre Ziehmutter überraschend schwanger und ihrer überdrüssig geworden. Kurzerhand wurde sie in ein Heim für schwererziehbare Kinder nahe Dublin gesteckt. Nur einmal hatte die Mutter weinend davon erzählt, wie viel Angst sie gehabt hatte unter den vielen Kindern, die sich gegenseitig gebissen, geschlagen und sogar mit Messern verletzt hatten. Die Nonnen seien nicht weniger grausam gewesen. Aber ihre Mutter war es auch. Wenngleich auf andere Weise.

Auf einmal spürte Catherine einen Luftzug. Erschrocken wandte sie sich zur Tür und entspannte sich wieder, als sie ihren Vater erblickte.

»Hannie meinte, dass es dir nicht gutgeht«, sagte er leise und ließ sich neben ihr auf die Bettkante sinken. Auf seiner Stirn glänzten winzige Schweißperlen. Vorsichtig umfasste er Catherines Kinn und betrachtete ihr Gesicht. »Was ist das für ein Fleck an deiner Wange? Bist du wieder auf einen Baum geklettert?« In jeder Silbe schwang Hoffnung mit, obwohl er seiner Miene nach zu urteilen die Antwort kannte. »Mutter?«, fuhr er zögernd fort. Catherine nickte. »Hast du etwas angestellt?«

»Ich habe gesagt, dass mir das Lied *Down By The Salley Gardens* nicht gefällt.« Sein trauriger Blick schnitt Catherine ins Herz. Es wäre besser gewesen, den Mund zu halten!

»Das ist alles?«

»Ja, Pa. Das ist alles.«

Seine von blauen Adern gezeichnete Hand sank auf den Schoß. »So kann es nicht weitergehen. Ich muss ein ernstes Wort mit deiner Mutter reden.«

»Bitte nicht, sonst streitet ihr wieder.« Vor zwei Wochen hatte die Mutter sie mit einer Rute verdroschen. Ihr Pa war dazwischengegangen. Danach hatten sich die Eltern regelrecht angebrüllt.

»Na und?«, wurde er zornig. »*Ich* kann mich wehren. Ihr nicht. Eine Ohrfeige mag gerechtfertigt sein, sofern ihr euch etwas Grundlegendes zuschulden kommen lasst. Aber ein Lied, das man nicht mag ...« Er schüttelte den Kopf. »Schlimme Kindheit hin oder her. Es kann nicht angehen, dass ihr unter Florences Vergangenheit leiden müsst.«

»Ich sollte jetzt besser hinuntergehen«, entgegnete Catherine, »und Mutter beim Kochen helfen.«

»Du weißt, dass du mit mir über alles reden kannst.«

»Die Ohrfeige habe ich verdient, Pa.«

Ihr Vater musterte sie stirnrunzelnd. Dann glätteten sich seine Züge. »Geh hinaus an die frische Luft. Hannie kann in der Küche helfen, die Jungs ebenso. Ich werde Florence sagen, dass ich es dir erlaubt habe.« Er streichelte über Catherines Wange. »Du bist groß geworden, so erwachsen. Ich frage mich, wo mein kleines Mädchen geblieben ist? Jenes, das früher so viel gelacht hat. Du bist erst elf Jahre alt und trägst eine beängstigende Ernsthaftigkeit mit dir herum. Etwas, wofür ich auch mir die Schuld gebe. Leider schaffe ich es nicht, eurer Mutter aus ihrer Lebenskrise herauszuhelfen.« Ein Ruck ging durch seinen Körper. »Womit ich dich nicht belasten will, und nun geh ...«

Das ließ sich Catherine nicht zweimal sagen und floh regelrecht aus dem Cottage. Umgehend schlug sie den Weg zur Waldlichtung ein. Ihr Lieblingsstein leuchtete von weitem und sie atmete tief durch, als sie sich hingesezt hatte. Mit den Handflächen glitt sie über die vielen Kerben und blickte zum Elternhaus hinunter.

Beschaulich stand das hellblau getünchte Cottage auf dem Hochplateau und bot einen wundervollen Ausblick auf die Irische See und die Stadt. Kingstown galt als nobler Vorort Dublins. Viele gut situierte Familien hatten sich hier niedergelassen, deren imposante Villen die Küste schmückten. Auch die malerischen Buchten zogen Menschen aus allen Herren Länder förmlich an. Das war nicht immer so gewesen, aber inzwischen wimmelte es den Sommer über vor Badegästen. Außerdem sicherte sich Kingstown – das früher Dún Laoghaire geheißen hatte – zunehmend einen guten Namen als Hafenstadt. Aber gerade aufgrund der florierenden Wirtschaft und des Zustroms äußerte sich der Vater besorgt. Geld locke Macht an und gegen viele andere Einwohner der Stadt seien sie bloß kleine Fische. Nie hätten sie sich einen Besitz wie Wild Swan leisten können, schon gar nicht in der jetzigen Zeit. Umso häufiger betonte der Vater, wie dankbar er ihrer Großmutter sei, dass sie das Anwesen erhalten hatte.

Seit zweihundert Jahren war es in Familienbesitz. Früher gehörten dreißig Hektar Land dazu. Inzwischen musste ihr Vater einiges verkaufen, um sie über Wasser zu halten. Vor etlichen Jahren gab er zudem seine Arbeit im nahegelegenen Salzwerk auf und nun bauten sie Gerste an. Zu Beginn ein waghalsiger Schritt. Vor allem die Mutter hatte ihm vorgeworfen, ein zu großes Risiko einzugehen. Sogar *einfältig* hatte sie ihn genannt, weil er auf das sichere Einkommen verzichtete. Nun schien die Saat ihres Vaters jedoch

aufzugehen. Vor einem Jahr hatten sie die erste große Ernte eingefahren. Gleichzeitig schloss er lukrative Verträge mit zwei großen Whiskey-Brennereien ab – Trusts und Wolfe Mitchel. Gutes Geld, das sie zum ersten Mal seit langem ohne große Geldsorgen über die Wintermonate gebracht hatte, obwohl die Mutter nach wie vor nicht mit Häme sparte. Vor allem, als der Vater die Holztenne zum Mälzen der Gerste gebaut hatte.

Neben dem Elternhaus war im Laufe der Jahre eine kleine Werkstatt entstanden, in der ihr Vater Eichenfässer baute. Er wollte sie verkaufen und betonte ständig, dass nur ein gutes Holzfass, die richtige Lagerung und Reife, einen Whiskey zu einem richtigen Whiskey machten. In zwei Wochen hatte er deshalb ein Treffen mit der Familie Wolfe Mitchel. Deren Brennerei befand sich in Dublin und zählte zu den größten in ganz Irland. Catherine wünschte sich von Herzen, dass ihm der Erfolg treu blieb und war stolz auf ihren Pa. Ihre Granny wäre es ebenfalls ...

Wehmütig schweifte Catherines Blick zum schlichten Holzkreuz, das unweit von ihr aus der Erde ragte. Von hier oben hatte man einen freien Blick auf die Muir Éireann. Ihr Vater war fest davon überzeugt, dass Tatty nirgends lieber ihre letzte Ruhe gefunden hätte. Es gab Momente, da beneidete Catherine ihre Großmutter. Nichts mehr hören, nichts mehr fühlen. Denn es gab nichts, das den Schlägen ihrer Mutter die Wucht hätte nehmen können. Den Blicken diese Härte. Wäre der Vater nicht gewesen, wäre sie längst fortgelaufen!

»Eine gute Idee bedeutet noch lange kein Geld«, erklärte die Mutter einige Tage später am Frühstückstisch. Catherine mied tunlichst jeden Blickkontakt zu ihr. Als sie nach ihrem Spaziergang zurückgekommen war, hatten sich die Eltern so heftig gestritten, dass sich alle in ihre Zimmer verkrochen. Einmal war ein klatschendes Geräusch zu hören gewesen. Der Abdruck im Gesicht des Vaters hatte Bände gesprochen. Trotz allem nahm er sich Zeit für ihr tägliches Gute-Nacht-Ritual und stellte die obligatorische Frage, ob sie sich in ihren Träumen treffen würden. Gemeinsam malten sie sich stets aus, was sie alles mitnehmen würden und erzählten sich am nächsten Morgen, was sie erlebt hatten. Lauter erfundene Geschichten. Dennoch tat der eine so, als wüsste er, worüber der andere sprach. »Aber ich werde dafür beten, Chester. Im Gegensatz zu dir habe ich nämlich Werte im Leben.«

Der Vater verzog kurz die Mundwinkel, bevor er sein Wort wie üblich nachsichtig an sie richtete: »Auch ich glaube an Gott, Florence, und bin ebenso Protestant. Bloß gehe ich deswegen nicht ständig in die Kirche. Außerdem bin ich ohnehin davon überzeugt, dass in jeder Religion ein Körnchen Wahrheit steckt. Würde man daraus die Bibel machen, gäbe es keine vortrefflichere.«

»Mit deiner saloppen Einstellung zu Gott bist du kein gutes Vorbild für die Kinder.«

»Und das ausgerechnet aus dem Mund einer Frau, die eine saloppe Einstellung zu Gewalt hat«, konterte er. Es musste ihn unendlich viel Geduld kosten, sie ständig mit